

# Gides letzte Wochen, Tod und Begräbnis

Erlebtes und Gesehenes, zugleich eine Richtigestellung / Von Joseph Breitbach

Bei der Nachricht vom Tode André Gides hat die „Zeit“ ihren Lesern versprochen, des Näheren das Bild dieses Persönlichkeit aufzuzeigen, das Bild eines Geistes, der auch in seiner Problematik europäisches Format besaß und dessen Wirkung fort-dauern wird; in der vorigen Ausgabe hat die „Zeit“ das Werk Gides zu würdigen gesucht (Christian E. Lewalters Aufsatz „Das schwerste aller Gebote“); heute schließt unser Mitarbeiter, der in Paris lebende deutsche Autor Joseph Breitbach, der André Gide nahestand, die letzten Tage des großen französischen Dichters.

Cides Freunde haben sich häufig über immer wieder kolportierte Geschichten wundern müssen, in denen Gides „Geiz“ bewitzelt wurde. Berühmt ist die oft abgedruckte Anekdote: Gide hat einen Herrn in ein Restaurant eingeladen, läßt aber ein miserables billiges Essen kommen. Beim Hinzugehen sagt Gide: „Entschuldigen Sie, Sie müssen wissen, ich bin geizig.“ — Wenn es sich nicht um Fälle von böswilliger Nachrede handelte, hatten diese Geschichten ihren Grund einzig in einer Mißdeutung von Gides Lebensstil.

Es war bekannt, daß Gide aus vermögendem Hause stammte, und an diese Tatsache knüpfen manche, die ihn suchten, Erwartungen, die jenen neuen Vorstellungen entsprachen, wie sie manche Leute sich von dem Leben der „Reichen“ machen. Die Enttäuschung begann oft schon beim Eintritt in Gides Wohnung, wo es keine

Louis Philippe, Jules Romains, Valéry, Larbaud, Giraudoux, Malraux, Saint-Exupéry, Michaux, Dabit, Guilloux, Jef Last und viele noch dem Publikum vorgestellt hat. Für andere, aber nie für sich selbst, hat er sich seines Ruhms und seines großen Gewichts vor der öffentlichen Meinung bedient. Wie überhaupt Güte, Gelassenheit und Geduld die auffälligen Züge seines Charakters waren. Die Menschen waren ihm wirklich Mitmenschen; nur so ist seine Verbindung mit der kommunistischen Partei, die in einer so tiefen Enttäuschung endete, zu erklären. Wo er Unterdrückung und Ausbeutung sah, scheute er sich nicht, mit Protesten sein politisches Ansehen, das auf soviel Mißverständnissen beruhte, aufs Spiel zu setzen, wie nach seinen Reisen durch den Kongo und Rußland.

Gide ist in den letzten 25 Jahren von rasanten jungen Leuten, die sich wohl kaum fragen, wieviel Kraft und Zeit sie beanspruchen, mit Briefen und Besuchen überhäuft worden. Fast immer hat er sich und seinen Werk die Zeit abgerungen und mit dem ganzen Aufwand seines Herzens geantwortet und geantwortet. Unvorstellbare Zumutungen sind zuweilen an ihn gestellt worden; er hat selten darüber geklagt, und wenn, dann in seinem Tagebuch. Gide hat sich nicht

geschont, wenn es galt, einem Menschen zu helfen oder einer guten Sache zu dienen. Verfehmte oder politisch Verfolgte konnten auf ihn zählen. Er war auch einer der ersten, die nach dem beiden Kriegen Deutschland und Österreich besuchten und für die Versöhnung der Völker warben.

Hatte ihm wer oder was Freude bereitet, so schwebte er nicht. Er war ein großer Empfehler von Menschen, Landschaften, Filmen, Bildern bis zu — Medikamenten, die ihm gut getan. Noch kurz vor seinem Tode, als er schon krank war, machte er sich die Mühe, sein Telefon aufzusuchen und mit zum Gebrauch von Tabletten, die er an sich erprobt hatte, zu raten.

Seine Freundschaft war frei von Tyrannie. Er wollte keine Schüler, keine Nachfolger. „Werde du selbst, auch wenn du damit die Gewohnheiten des Denkens und Fühlens der ganzen Welt verletzest“ — das hatte er von früh an in seinen Büchern gesagt. Er verstand es, das Abseitige gelten zu lassen. Die es wagten, aus der Reihe zu springen, gefielen ihm. Wie hatten ihn der Streich und die Person des deutschen Hochstaplers Domela ebeiter! Für witzvolle Abenteuer und Seiltänzer des Geistes brachte er viel Nachsicht auf. Die Feinheiten dagegen, die sich schwer vor ihm und mußten ihre Echtheit beweisen. Wo einer Haltung nicht der Charakter, wo einer Form nicht der Gehalt entsprach, wie bei Barrès und Montherlant, war er streng und griff an. Gide, der an keine Vergebung im Jenseits zu glauben vermochte, hat sich für die anderen verschwendet; dennoch gelang ihm sein Werk, und wieviel Licht hat er damit verbreitet!

## Folgeschwerer Höhenflug

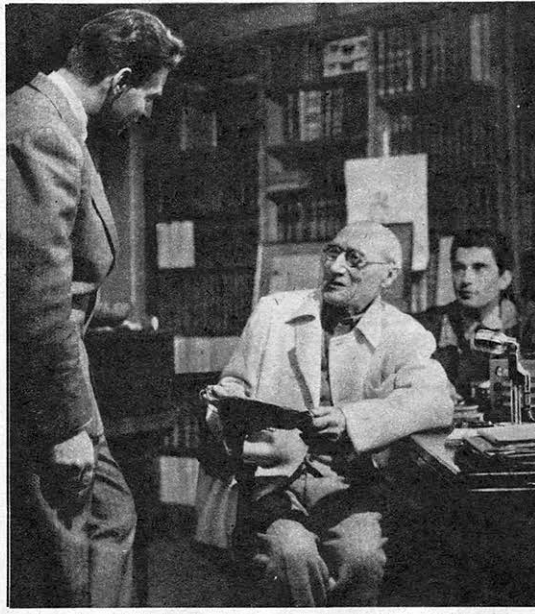
Vor drei Jahren kam Gide mit einer Herz-erkrankung aus Syrien zurück. Sein Flugzeug hatte streckenweise, ohne daß für die Atmung der Passagiere vorgesorgt war, sich in Höhen halten müssen, denen das Herz des damals nahezu Neunzigjährigen nicht mehr gewachsen war. Seitdem kränkelte er mit mehr oder weniger schweren Anfällen, die zweimal das Schlimmste hatten befürchten lassen. Aber letzten Herbst erholte er sich so erstaunlich, daß er eine Reise mit dem Wagen über Spanien nach Afrika plante. Doch bei der Uraufführung der „Verliese des Vatikans“ am 13. Dezember 1950 erlitt er nach dem zweiten Akt eine Ohnmacht — die Folge der Strapaze, welche die Proben, denen er zum größten Teil beigewohnt hatte, für ihn gestellt waren. Er konnte allerdings nach der Vorstellung ohne Hilfe zu seinem Wagen gehen. Es ist heute seinen Freunden eine Genugtuung, daß Gide, dem das Theater sich Zeit seines Lebens versagt hatte, so kurz vor dem Tode noch den ungeheuren Erfolg dieser Dramatisierung seines Romans erleben durfte.

Sein Geist war um jene Zeit trotz seiner einundachtzig Jahre frisch und schlafgerig. Er las viel und sprach wie immer lebhaft über seine Lektüre, sah seine Freunde und Bekannte, scherzte gern und erzählte drohliche Geschichten von Denise, der türkischen Bedienerin von Madame van Rysselbergue, seiner besten Freundin.

Bei meinem dritten Besuch am 11. Dezember 1950 überließ er sich vor einer Schüssel Datteln, denn er kratzig zusprach, bei Madame van Rysselbergue mit Jean Schlumberger und mir lange über Melville, den er hoch schätzte, und über Marcel Aymés Novellenband „En Arrière“. Der letzte hat ihn entzückt und ließ nur zwei der darin enthaltenen Stücke gelten und begründete seine Kritik mit der wohlwollenden Vorsicht des Urteilers, die ihm immer auszeichnet hat. Bei einem Besuch, dem ich ihm am ersten Januar machte, sollte ich ihn das vorletzte Mal

im Besitz seiner Kräfte sehen. Als ich bei ihm eintrat, saß er in dem engen Schlafzimmer, das ihm als Arbeitskabinett diente, bei einer miserablen Gasheizung an seinem kleinen Tisch vor einem Stapel großer, mit seiner Schrift bedeckter Blätter. Er schreute alle auf, was und wie es ihm durch den Kopf gehe, erklärte er mir beherzt und fragte mich, ob ich ihm zu der Reise nach Afrika, die er in der gleichen Woche antreten wollte und die bis ins kleinste vorbereitet war, rats oder nicht, er sei doch schon „reichlich alt für so dieses Ausflüge“. Ich ermunterte ihn dazu, und dies schien er auch erwärmt zu haben. Seine gute Stimmung ermutigte mich, mit einem Atmen herauszurücken, das wie nichts geübt war, Gide zu verdrängen, ein Anliegen, mit dem ich ihn aber in den zwanzigjährigen Jahren unserer Bekanntschaft niemals zugezagt hatte: Ich trug eine Luxusausgabe seiner „Tentative amoureuse“ in der Tasche, die ihm mein Arznt zum Neujahrstag, von Gide bewidmet, schenken wollte. Gide verabscheute, Widmungen für Personen zu schreiben, die er nicht kannte oder mit denen er nicht korrespondierte. Er machte diesmal aber keine Anstände, ließ sich erklären, um wen es sich handle, und schrieb einige dem „Lecteur“ erwiderte „Begrüßungen“ und „Worte in das Buch“.

Dies war aber nicht sein einziges Anliegen: Ich brauchte seinen Namen unter einer mir von einem Parlamentarier anvertrauten Petition heiklen, politischen Inhaltes. Mit der gewohnten Genauigkeit erkundigte er sich nach Einzelheiten dieser Angelegenheit, stellte scharfe Fragen, und als ich ihm das Dokument schließlich zur Unterzeichnung auf den Tisch legte, nahm er es an sich. Er wollte diese Sache noch studieren. Diese Gewissenhaftigkeit eines Achtzigjährigen vor der Herzge eines Namens ist um so mehr erwähnenswert, als die Petition bereits die Unterschrift von zwei Ministern und anderen Persönlichkeiten trug, die ihm als Garanten für den



Gide in seiner Bibliothek in Paris im Gespräch mit dem jungen Schriftsteller Pierre Aumont. Aufn.: Pressebureau Süd-West

ernsten Charakter der Petition hätten dienen können.

Als ich wenige Tage darauf wieder bei ihm war, ahnte ich nicht, daß ich das letzte Mal auf den Beinen sah. Seine Wohnung befand sich in einem unangenehmen Durchgang, überall hingen Drähte und standen Apparate zur Aufzeichnung von Tönen. Sein Nachbarn, ein Journalist und der Filmregisseur Marc Allegret, dessen darme Persönlichkeit ich vor vierzig Jahren für die Figur des Lafcadio Modell gestanden hatte, waren dabei, ein Dokument von Gides Leben in der „rue Vaneau“, wo er die letzten dreißig Jahre wohnte, zu drehen. Auf den Wunsch dieser beiden hatte er die Reise nach Afrika verschoben.

Gide machte mir an dem Tag eine Überraschung. Ich hatte ihm einmal gesagt, daß in dem Militärlazarett „Val de Grâce“, neben dem ich in Indochina verwundet worden war, und daß es ihnen an deutschem Lesstoff fehle. Er hatte sich dessen erinnert und mir ein großes Paket guter, deutscher Bücher für die Verwundeten zusammengestellt. Bei der kurzen Unterhaltung, die folgte, erwähnte ich das monumentale Werk „Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter“ seines Freundes Ernst Robert Curtius, dessen Lektüre ich am Tag zuvor begonnen hatte. Er habe es noch nicht gelesen und bedauere diesen Rückstand, sagte er mir, Curtius sei einer der besten Geister Europas, und er frage sich, ob die Deutschen wüßten, was sie an diesem Manne hätten. Das war die letzte Äußerung, die aus Gides Munde über einen Dritten hörte.

In der folgenden Woche begann ein Schwund seiner Kräfte bemerkbar zu werden. Er hatte sich bei den Aufnahmen für das Filmdokument, das nun nicht fertig gestellt werden konnte, erkältet und die Lunge entzündet und mußte das Bett hüten.

Als ich am 9. Februar wieder in die „rue Vaneau“ kam, war er schon so hilflos, daß man eine ständige Pflegerin für ihn brauchte und kein

Besuch zugelassen wurde. Man durfte nur gerade zu ihm hineinschauen. Er sprach und ab jeden Tag weniger und schlief immer mehr. Am 16. Februar erklärten die Ärzte, daß keine Hoffnung sei, ihn zu retten. Seit vier Tagen hatte er nichts mehr zu sich genommen. Seine Familie und die nächsten Freunde verheimlichte der Öffentlichkeit seinen Zustand. Am Tag, als man ihn aufgab, war er aber noch bei klarem Bewußtsein, wenn er auch nur selten die Augen öffnete. Denn als man ihm sagte, daß Jean Schlumberger, sein ältester Freund, aus Rom herbeigekommen, an seinem Bett stehende, sagte er diesem, sich eines erhaltenen Briefes erinnernd: „Du hast viel Regen in Rom gehabt.“ Er schlug dabei aber nicht die Augen auf und lief sofort wieder in Apathie.

Während der nächsten drei Tage dümmerte er schmerzlos dem Tode zu. Am Montag, dem 19. Februar, setzte der Atem immer „seiner“ immer weniger aus. Maurice Herbart, die ihm innig verbunden war und ihm auf der Reise nach Afrika hatte begleiten sollen, hielt seine Hand, als er erben verlor. Es war kurz vor halb elf (22.20 Uhr). Um sein Bett standen die fünf- undsechszehnjährige Madame van Rysselbergue (Madame Theo im „Tagebuch“), seine Tochter Catherine, der Schwiegersohn Jean Lambert, Pierre Herbart, sein Neffe Dominique Drouin, Marc Allegret, Jean Schlumberger und der bevorzugte der Freunde, Roger Martin Du Gard. Die beiden Letzten hatten trotz ihres eigenen hohen Alters abwechselnd während achtundvierzig Stunden an seinem Bett gesessen.

Als am nächsten Morgen Gides Tod in Paris bekannt wurde, strömten so viele Menschen zu der „rue Vaneau“, daß man am Eingang des Hauses zwei Polizisten aufstellen mußte, mit deren Hilfe Gides Sekretärin Beatrix Beck verordnete, die Besucher aufzufangen, um die nur Sensationslüsternen fortzuschicken. Dennoch besetzte sich während zwey Tagen ein ununterbrochener Zug von Gides Verehrern die Treppe bis zur sechsten Etage hinauf.

## Auf dem Totenbett

Der Tote lag auf dem Feldbett, darin er großenteils vor dem kalten Winter, das durch eine breite Öffnung mit einem großen Raum verbunden ist, den man für die Besucher frei gemacht hatte. Von dort konnte sie den Aufgabebahn betretende Tag und die schlafenden Wangen stark eingefallen. Die Züge des Gesichts waren ausgeglichen und ruhig, wie während der Tage der Agonie, als er den Tod ohne Widerstand zu lassen hatte näher kommen lassen, den Tod über den er in den letzten Jahren oft und immer gelassen gesprochen hatte. Geleitet war er mit einer graublenen Flanelljacke, die er mit Vorliebe trug, einem weißen Hemd und einer schwarzen Kravatte. Die Hände waren über der Decke zusammengelegt, aber nicht gefaltet, wie dies für christliche Tote üblich ist. Kein Kreuzifix, keine brennenden Kerzen. Zu seinen Füßen lag ein Rosenkranz. In dem mit Menschen angefüllten Raum, wo ich mich bis zur Einsargung zu verschiedenen Malen aufhielt, hörte man meist nichts als das zarte Heulen und einer schwarzen Kravatte. Die sitzenden Künstler machten, die den Kopf des Toten zeichneten. Zweiten vernahm man auch

das Gelispel brennender Männer und Frauen, die, wie sie wußten, daß der protestantisch getaufte Gide dem christlichen Glauben keinen Wahrheitsgehalt zubilligen vermochte, für den Gedächtnis mit besonderer Inbrunst beteten. Viele weinten still. Ein bekannter Dominikanerprediger der Gides Einfluss auf die Jugend tief bekämpft hatte, trat ein, verbeugte sich tief vor dem Toten, sah ihn lange an und verneigte sich noch einmal, die er ging. Einmal sah ich zwei Nonnen, Lehrschwester einer höheren Schule, auf den Knien beten, und neben ihm stand der achtzigjährige Paul Léautaud, unter den Schriftstellern der erklärte Feind von Kéroul, der aber ein Christentum inspirierten Kunst. Es waren zwei durch einen Abgrund getrennte Welten, die sich eins fühlen in der Verehrung für Gide. Auch das, was die Generationen scheiden, war hier aufgehoben. Zwischen Ministern, Diplomaten, hohen Beamten und den Greisen der „Académie Française“ sah man Offiziere, Soldaten und Studenten. Leute, die Gide nicht persönlich gekannt hatten, waren eigens aus der Provinz, aus Belgien und der Schweiz gekommen, wie es das aufgelegte Re-



In seinem Heimatort Cuverville in der Normandie wurde André Gide zur letzten Ruhe geleitet. Aufn.: Aps

gister ausweist, in das die Erschienenen ihre Namen und oft auch ein paar Worte schrieben. Die Trauer, die auf den Gesichtern stand, erlaubt es anzunehmen, daß es nicht der Ruhm Gides war, der so viele Menschen an sein Totenbett zog, sondern die Dankbarkeit für sein Werk. Eine Dankbarkeit, die seltsame Aufschlüsse über die Tapferkeit der Menschen gibt, denn Gide, ebensowenig ein Säer wie ein Opfer jener Unrast (Iniquité), die hinter seinem Werk steht, kann keinem Leser etwas geben, der eine zubereitete, fertige „Wahrheit“ zu finden hofft. „Ich will dir kein Führer sein“, das sagt Gide, „ich kann dich nur ermutigen, ohne Krücken zu gehen.“

Gide hatte gewünscht, zermemonienlos neben seiner 1938 gestorbenen Frau zu Cuverville in

der Normandie begraben zu werden. Am Donnerstag, dem 22. Februar, wurde die Leiche zu nächst zu einer kurzen Rast in das Schloß von Cuverville, den Schauplatz der „Engen Pforte“, gebracht, das heute dem Neffen Dominique Drouin gehört. Dann trugen die Gutspächer und Gides Tochter Chauffeur Gilbert, den Sarg auf den kleinen Friedhof des Dorfes, gefolgt von den nächsten Verwandten und Freunden und verfolgt von den Wagen der nicht eingeladenen Presse.

Der Neffe hatte es für gut befunden, den protestantischen Pfarrer von Le Havre kommen und vor dem Grabe ein Gebet sprechen zu lassen, ein Übergriff, der selbst Gide gläubig katholische Freunde schmerzlich berührt hat; denn das somit bewirkte kirchliche Gepräde der

Beerdigung widersprach allem, was Gide gedacht, geschrieben und häufig gesagt hat.

Am nächsten Tag erhielt der dogmenfeste katholische Schriftsteller François Mauriac, der einmal in der Woche auf der ersten Seite des „Figaro“ für die Kirche streitet, mit der regulären Post ein Telegramm, dessen Inhalt in wenigen Stunden ganz Paris um so mehr zum Lachen brachte, als man Mauriac nachsagt, daß er nur aus Furcht vor der Hölle sein Leben in Züchten verbringe. Das Telegramm lautete: „Es gibt keine Hölle, du kannst dich verlustieren. Stop. Benachrichtige Claudel. — André Gide.“ Der Postminister hat deshalb darauf verzichtet, untersuchen zu lassen, ob dieses Telegramm wirklich aus dem Jenseits gekommen ist, weil es ja tatsächlich von Gide stammen könnte.